

Geschlecht als Kategorie

Sturm, Gabriele

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sturm, G. (2003). Geschlecht als Kategorie. In *Vorlesungen zu Gender Studies und feministischer Wissenschaft 1: Perspektiven auf feministische Wissenschaft* (S. 22-43). Marburg: Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung der Philipps-Universität Marburg. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58283-2>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-SA Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-SA Licence (Attribution-NonCommercial-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0>

Gabriele Sturm

Geschlecht als Kategorie

Im vergangenen Jahrzehnt haben in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen Diskussionen um die Bedeutung der Kategorie Geschlecht stattgefunden (z. B. Institut für Sozialforschung, 1994; Orland & Scheich, 1995 oder Heintz, 2001). Der Begriff der Kategorie wird dabei meist selbstverständlich und ohne weitere Erklärung verwendet. Wenn ich das Wort Kategorie höre, fällt mir als empirisch arbeitender Soziologin und Methodikerin als erstes dessen Verwendung im Zusammenhang mit Inhaltsanalyse als Auswertungsverfahren ein. Ein *inhaltsanalytisches Kategoriensystem* folgt in seiner Konstruktion den theoretischen Annahmen der Forschenden über den zu analysierenden Gegenstand, muss sich im Konstruktionsprozess an die empirischen Erscheinungsformen des interessierenden Gegenstandes anpassen, und ist trotz seiner Entwicklung in einem solchen Aushandlungsprozess zwischen Forschungssubjekt und -objekt immer selektiv! Die Selektivität eines Kategoriensystems folgt unumgänglich aus dem theoretischen Zugriff und aus den formal-methodologischen Anforderungen, die ein auf Ordnung angelegtes System erfüllen muss:

- Eine Kategorie fasst mehrere Merkmale auf einer Bedeutungsdimension zusammen; Merkmalsausprägungen bzw. bestimmte Kopplungen derselben sind Unterkategorien.
- Werden zur Beschreibung und Analyse eines Gegenstandes mehrere Kategorien benötigt, müssen diese einander ausschließen und voneinander unabhängig sein.
- Ein Kategoriensystem mit mehreren Kategorien muss erschöpfend sein; d.h., alle empirischen Befunde des zu analysierenden Gegenstandes müssen darin zuzuordnen sein.

Verfolge ich diese Überlegungen für Geschlecht als Kategorie weiter, so kann es im Weiteren nicht um die *Frage* gehen, was Geschlecht ist, sondern nur um die, *wie uns Geschlecht begegnet*. Und als empirisch arbeitende Soziologin sind mir vor allem zwei Begegnungsebenen vertraut:

(A) Zum einen tritt Geschlecht als ein Merkmal bzw. eine *Variable mit zwei Ausprägungen* auf. In dieser Form wird Geschlecht nicht nur für die Bevölkerungsstatistik, sondern inzwischen auch für fast jede empirische Untersuchung erhoben. Begebe ich mich selbst in einen Forschungspro-

zess, besteht kaum Veranlassung, diese Setzung zu ändern. Vielmehr erzeugt jede Infragestellung in alltäglichen wie wissenschaftlichen Zusammenhängen nicht unerhebliche Irritationen – z. B. wenn ich im Rahmen einer Statistik-Übung nach dichotomen Variablen frage und mich bei der Nennung von Geschlecht erkundige, ob alle mit dieser Zuordnung einverstanden sind.

(B) Zum anderen wurde Geschlecht als *Genusgruppenzugehörigkeit* keineswegs zu allen Zeiten selbstverständlich in der Sozialstatistik aufgeführt. Ältere Quellen und Darstellungen – z. B. auch das Statistische Jahrbuch – führen zwar noch die Anzahl von Frauen und Männern in ihrem Untersuchungsbereich auf, verknüpfen diese Kenntnis aber mit keiner anderen interessierenden Variablen. Vor allem demografisch oder sozialstrukturell Interessierte, die die Genusgruppenzugehörigkeit für kleinteilige Analysen brauchen, finden bis heute selten entsprechend aufbereitete Daten oder können kaum Vergleiche über einen größeren Zeitverlauf vornehmen. Da trotz einer zunehmenden Etablierung von Frauen- und Geschlechterforschung eine Ausdifferenzierung von Sozialstatistiken nach Frauen und Männern keineswegs selbstverständlich ist, fehlen nach wie vor Thematisierungen der Geschlechtsspezifität bzw. der Geschlechtstypik¹ für zahlreiche Befunde.

Diese ersten Überlegungen führen mich nun zu meiner den weiteren Text anleitenden Frage: *Welchen Einfluss haben theoretische Konzeptionen der Zweigeschlechtlichkeit auf die Forschungspraxis?* Dazu werde ich mich zunächst noch etwas ausführlicher dem Begriff der Kategorie widmen und sodann die Veränderung westeuropäischer Geschlechtermodelle im historischen Vergleich skizzieren, die für die heutige Wissenschaftspraxis zu einer Dualität von Modellen² geführt hat. Abschließen

¹ In der Alltagssprache wird i. d. R. das Wort „geschlechtsspezifisch“ für alle geschlechterdifferenten Zuweisungen verwendet. Im wissenschaftlichen Sprachgebrauch wird hingegen – allerdings disziplinenabhängig – präziser unterschieden. Sofern es sich nicht um Zitate oder Bezugnahmen auf andere AutorInnen handelt, folge ich dem Vorschlag von Annette Degenhardt (1979): Wenn der theoretischen Differenzierung von biologischem und sozialem Geschlecht gefolgt wird, werden geschlechtsgebundene Merkmale, die nur bei einem Geschlecht vorkommen, „geschlechtsspezifisch“ genannt – sind Merkmale hingegen als geschlechtsbezogene einzuschätzen, wurden also im Laufe der soziokulturellen Sozialisation erworben, werden sie als „geschlechtstypisch“ bezeichnet. In streng konstruktivistischer Sichtweise (s. u.) dürfte es dementsprechend keine geschlechtsspezifischen Merkmale geben.

² Im wissenschaftlichen Sprachgebrauch sind *Modelle* schematische, vereinfachende, idealisierende Darstellungen eines Gegenstandes bzw. eines Gegenstandsbereiches, in der bestimmte Beziehungen und Funktionen der verschiedenen Teile des Gegenstandes deutlich

will ich mit methodologischen Empfehlungen für den forschersichen Umgang mit der Kategorie Geschlecht.

1. Was folgt aus einem Denken in Kategorien?

Der Begriff der Kategorie stammt ursprünglich aus dem Griechischen und kann mit dem Wort „Grundaussage“ übersetzt werden. Allgemein wird das Wort heute gleichbedeutend mit Typ, Klasse, Sorte oder (Grund-)Begriff verwendet. Allerdings hat der Kategorienbegriff im Verlauf der europäischen Geistesgeschichte Eingang in zahlreiche Wissenschaftsdisziplinen gefunden, so dass wir heute bei seiner Benutzung ein ganzes Spektrum von Assoziationen mittransportieren.

In der *Mathematik* bezeichnet Kategorie eine Gesamtheit bzw. Klasse von Objekten, die mittels spezieller Abbildungen (Morphismen) ineinander überführt werden können. Von besonderem Interesse sind dabei gleichartig strukturierte Objekte, für die strukturtreue Abbildungen gebildet werden können. Die aus der algebraischen Homologietheorie hervorgegangene Kategorientheorie ermöglicht die Erfassung von Gemeinsamkeiten an sich recht verschiedener Gebiete der Mathematik aufgrund gleichartiger Strukturiertheit bzw. gemeinsamer Sprache für diese Teilgebiete.

In der *Biologie* bezeichnet die systematische Kategorie eine Ordnungseinheit der botanischen bzw. zoologischen Taxonomie, die einen bestimmten Verwandtschaftsgrad innerhalb einer Gruppe von Organismen charakterisiert: z. B. Art, Gattung, Familie oder Ordnung.

In den *Sprachwissenschaften* ist Kategorie ein Einteilungs- bzw. Zuordnungsbegriff. In der neueren Linguistik wird unterschieden zwischen syntaktischen, deiktischen und semantischen Kategorien. Für die Grammatik wird entweder zwischen logisch-, kommunikativ- und strukturell-grammatikalischen oder zwischen grammatikalischen, lexikalischen formalen, substantiellen und syntaktischen Kategorien unterschieden.

werden. Sie dienen u. a. der Isolierung interessierender Aspekte einer komplexen Wirklichkeit, um so mögliche Interpretationen zu entwickeln. Sie können auch nicht direkt beobachtbare Phänomene vergegenständlichen, um so hypothetische Schlussfolgerungen auf Eigenschaften des empirischen Gegenstandes zu ermöglichen. Die Konstruktion eines Modells richtet sich zwar nach den (erfahrbaren) Eigenschaften des empirischen Gegenstandes aus, ist aber zugleich durch die Erkenntnisinteressen und Praxiserfordernisse der ModellentwicklerInnen und -nutzerInnen bedingt.

Als philosophischer Terminus ist Kategorie von Aristoteles (3. Jh. v.u.Z.) zunächst in sprachkritischer Absicht ohne Vollständigkeitsanspruch etabliert worden. Er unterschied Substanz, Relation, Quantität, Qualität, Ort, Zeit, Lage / Situiertheit, Zustand / Habitus, Aktion / Tun und Passion / Leiden. Diesen zehn logischen Kategorien als Bereichen möglicher Wortbedeutungen ordnete er später ontologische Kategorien des „Seienden“ vor. In der *Philosophiegeschichte* hat es seither um Kategorien als allgemeinste Begriffe, unter die andere zu subsumieren seien, heftige Auseinandersetzungen gegeben. Für die „idealistische“ Tradition erhalten mit Immanuel Kants Transzendentalphilosophie (1781) Kategorien eine systematisch-normative Funktion: Sie werden zu reinen Verstandesbegriffen a priori, die Regeln angeben, mit denen eine Ordnung empirischer Daten zu möglichen Erfahrungen hergestellt werden kann (Vollständigkeitsanspruch). Damit ermöglichen und beschränken sie zugleich menschliche Erfahrung. Für die „materialistische“ Tradition sind dagegen laut Karl Marx (1846) ökonomische Kategorien keine ewigen, sondern historische Gesetze, die für eine bestimmte Entwicklung der Produktivkräfte gültig sind. Sie sind die theoretischen Ausdrücke bzw. die Abstraktionen der sich ändernden gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse. Da sich die Kenntnisse der Menschen im Laufe der praktischen und wissenschaftlichen Tätigkeit verändern, können laut Marx auch die Kategorien nicht als etwas Erstarrtes, Unveränderliches gedacht werden; wie jeder Begriff müssen sie elastisch und beweglich sein. Im 20. Jahrhundert haben in Folge unlösbarer logischer Antinomien „sprachkritische“ (Bertrand Russell) und „konstruktive“ (Paul Lorenzen) Ansätze die auftretenden Logikprobleme durch veränderte Konstruktionsprinzipien zu umgehen versucht: Da kategoriale Gesamtheiten von anderer Art sind als die Elemente der Kategorie, werden z. B. nur Schlussfolgerungen erlaubt, die nicht auf das Aktual-Unendliche zurückgreifen müssen.

Ungeachtet dieser hier nur angedeuteten disziplinspezifischen Verwendungszusammenhänge des Kategorienbegriffs sind gewisse strukturelle Gemeinsamkeiten zu konstatieren, aus denen ich hier einige Zwischenfazit für mein weiter zu verfolgendes Thema vermerke:

- In verschiedenen disziplinären Themenfeldern wird für Kategorien ein *Doppelcharakter von Struktur und Prozess* deutlich, von einerseits festgelegter bzw. festlegender Form und andererseits veränderndem Handeln. In der Messtheorie gibt es dafür die Konstruktion

des *Empirischen Relativs* als zweistellige Menge, bestehend aus der Menge der Elemente und der Menge der Relationen.

In der Physik wird entsprechend mit „dualen Konzepten“ für Raum und Materie gearbeitet. Nicht Zwischenraum oder Bühne, nicht Teilchen oder Welle, nicht Sein oder Nichts, nicht Ding oder Beziehung (jedesmal mit ausschließendem „oder“ gedacht) kann als alleiniges Konstrukt den Rahmen für die Erklärung physikalischer Phänomene liefern, sondern nur eine Gleichzeitigkeit je beider Modellebenen, auch wenn im konkreten Forschungsvorgehen nur je eine der beiden operationalisierbar ist.

In den Gesellschaftswissenschaften gibt es entsprechend die Vorstellung, dass zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und der Sozialordnung, in der sie entwickelt wird/wurde, eine Wechselwirkung besteht. Begriffe wie Kategorien sind demgemäß Ergebnisse synthetisierender Tätigkeit und somit immer auch gesellschaftlichen Ursprungs.

- Welcher Fokus auf den Begriff der Kategorie gerichtet ist, ist abhängig von *historisch geprägten gesellschaftlich-kulturellen Entscheidungen und Machtverhältnissen*. Dies gilt entsprechend für jede als Kategorie begriffene Richtgröße wissenschaftlichen und alltäglichen Denkens und Handelns. Im Bereich gesellschaftlicher Strukturierung werden derzeit in Westeuropa und Nordamerika z. B. die Kategorien Rasse, Klasse, Geschlecht eher hierarchisch und die Kategorien Generation, Ethnie, sexuelle Orientierung oder Religion eher egalitär verwendet.
- Wie folglich über Geschlecht gedacht, geredet, verhandelt wird, folgt kulturell-symbolischen Konstruktionen. Diese werden im öffentlichen Diskurs hergestellt und verweisen u. a. auf aktuelle soziale oder psychologische Lagen. Wie über Geschlecht gedacht, geredet, verhandelt wird, folgt gemäß diesen Vorüberlegungen nicht aus natürlichen, biologisch oder anthropologisch begründeten Unterschieden.
- Wenn Kategorien im Sinne von Grundaussagen unseren Zugang zu einem Gegenstand bzw. dessen *präferierter Ordnungsstruktur* charakterisieren, sind parallele (d.h. gleichzeitige und gleichräumige) Kategorisierungen möglich, die sich durchaus, wenn nicht sogar in der Regel widersprechen können;

verweist eine dominante Kategorisierung bzw. ein dominanter Kategorientypus auf die hervorbringende gesellschaftliche Ordnung; könnte eine Änderung des experimentellen Denkens über die interessierende Kategorie, also ein Wandel der formal-symbolischen Konstruktion, die ich hier hinsichtlich Geschlecht weiterdenken möchte, einen Wandel der sich materialisierenden Praktiken, des hervorbringenden Tuns ankündigen.

Um solchem Wandel auf die Spur zu kommen, widme ich mich in den nächsten Abschnitten unterschiedlichen Modellen, mit denen in Mitteleuropa Denken über Geschlecht beschrieben werden kann.

2. Charakteristika der Kategorie Geschlecht

Vor allem die historische Geschlechterforschung hat in den vergangenen Jahren umfangreiches empirisches Material für die Konstituierungsprozesse von Geschlecht wie für die Zuordnung zu Genusgruppen als Teil des gesellschaftlichen Regulationssystems zusammengestellt (vgl. z. B. Eifert et al., 1996). Insofern müssen wir keinen interkulturellen Vergleich vornehmen, um die Abhängigkeit der Geschlechtervorstellungen von der je zeitgenössischen Kultur bzw. Gesellschaftsform nachvollziehen zu können. Mit Verweis auf die gebotene Vorsicht im Umgang mit dem hier praktizierten Modelldenken will ich für den mitteleuropäischen Kulturraum nun einige grundsätzlich unterschiedliche Geschlechterkonstruktionen vorstellen, die während der vergangenen Jahrhunderte das Leben der Menschen mit geprägt haben.

2.1 Das christlich-abendländische Geschlechtermodell

Nach heutigem Stand der Forschung war während des Mittelalters und bis zum Jahrhundert des Humanismus und der Reformation ein durch christliche Anthropologie geprägtes hierarchisches *Ein-Geschlecht-Modell* (Laqueur 1992) vorherrschend: So wie der Ein-Geschlechts-Leib in der Alltagsvorstellung verbreitet war, könnte dafür auch das Bild des Handschuh-Modells verwendet werden: Ob ein Mensch Mann oder Frau war und blieb, hing mehr oder weniger vom täglich korrekten Praktizieren der geschlechtsadäquaten Regeln ab; andernfalls bestand die Gefahr, dass sich der Körper unkontrolliert ein- bzw. ausstülpte und mensch für das unangemessene Verhalten mit nicht gekannter Leiblichkeit bestraft

war. Als *komplementäres Verhältnis der Geschlechter* betont dies Modell das Aufeinanderangewiesensein von Mann und Frau, was sich praktisch u. a. in der sogenannten Ökonomie des Ganzen Hauses darstellte. Der *Geschlechterunterschied* wird in diesem Modell verstanden als ein *metaphysisch-ontologischer*. In dieser Vorstellung sind Mann und Frau zwar von gleichem Fleisch, stehen durch unterschiedliche Gottnähe bzw. -ferne jedoch in einem graduell, nicht essenziell hierarchischem Verhältnis zueinander. Die Frau als die, die weniger Glauben hat (im Kirchenlatein z. B. des „Hexenhammers“ = femina), bedarf des Schutzes und der Anleitung durch den Mann, der als ‚erster Mensch‘ (adam) als mit allen Fähigkeiten besser ausgestattet gilt.

Durch die dynamischen und humanistisch-moralischen Fassetten der Renaissance entstand die Gefahr, dass männliche Dominanz in Frage gestellt werden könnte. Es folgte ein Jahrhunderte währender vieldimensionaler Umschichtungsprozess: Gegenreformation samt Hexenverfolgungen und der Absolutismus werden von kritischer Geschichtswissenschaft eingeschätzt als Gegenbewegungen zu Humanismus wie beginnender Aufklärung und zum Zwecke der Sicherung patriarchalischer Herrschaft. Reste des metaphysisch-ontologischen Verständnisses der Geschlechter als Ausdruck göttlicher Ordnung haben sich durch diese Wirrungen hindurch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts parallel zu einem neu entstehenden naturwissenschaftlichen Verständnis gehalten und sind in Spuren auch heute noch zu finden. 1858 schrieb Wilhelm Heinrich Riehl in seiner ‚Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik‘: „Wäre der Mensch geschlechtslos, gäbe es nicht Mann und Weib, dann könnte man träumen, dass die Völker der Erde zu Freiheit und Gleichheit berufen seien. Indem aber Gott der Herr Mann und Weib schuf, hat es die Ungleichheit und die Abhängigkeit als eine Grundbedingung aller menschlichen Entwicklung gesetzt“ (zit. nach Bublitz, 1998, S. 31).

2.2 Das wissenschaftlich-naturalisierende Geschlechtermodell der Moderne

Die sich während der Aufklärung und den bürgerlichen Revolutionen durchsetzenden Ideale einer wissenschaftlich zu begründenden, naturbedingten Weltordnung veränderten die Art der Hierarchisierung: Die mit der männlichen Herrschaftssicherung ablaufenden Distanzierungen im

Zusammenspiel mit der Eroberung fremder Kulturen produzierten den Begriff des *Anderen*, der den weißen europäischen Mann in Opposition setzte zur heimischen Frau wie zum nicht-weißen Mann in der Fremde. Die nicht-weiße / nicht-europäische Frau stand gänzlich außerhalb dieser Ordnung, wurde lediglich als Metapher genutzt und war als Subjekt nicht vorhanden (vgl. Opitz, 1996). Der mit der Aufklärung einhergehende gesellschaftliche Wandel führte zu einer sich etablierenden Kultur der Differenz. Der Rückgriff auf göttliche Ordnung wird in der Kodierung einer *hierarchischen Geschlechterdifferenz* überflüssig, denn die Andersartigkeit wird als *Natur begründet* und als solche gegenüber dem männlichen Geist zur Minderwertigkeit. Aus der früheren Geschlechterkomplementarität verfestigte sich so im Laufe des 18. Jahrhunderts die bis heute gültige *Geschlechterpolarität*. So formulierte Wilhelm Heinrich Riehl denn 1858 auch weiter: „... die beiden Begriffe Mann und Weib führen uns auf den Punkt, wo die Gesellschaftskunde in die Anthropologie hinübergreift, wo der natürliche Gegensatz der menschlichen Geschlechter ein naturwissenschaftlicher wird, wo der Anatom für uns den Beweis antritt, dass die Ungleichartigkeit der ursprünglichen und buchstäblichen ‚organischen‘ Gliederung des Menschengeschlechts eine unverteilgbare, von Gott gesetzte, bis auf Nerven-, Blut- und Muskelbildung durchgeführte sei. In dem Gegensatz von Mann und Weib ist die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die soziale Ungleichheit und Abhängigkeit als Naturgesetz aufgestellt“ (zit. nach Bublitz, 1998, S. 31). Das mit dieser Geschlechterpolarität einhergehende wissenschaftlich konnotierte *Zwei-Geschlechter-Modell* veränderte zugleich auch die Richtung des erkenntnisgewinnenden Vorgehens: Ein sezierender Blick dringt seither von außen in den geschlechtlichen Körper ein und blendet das vorherige Erfahren von innen weitestgehend aus (vgl. Duden, 1991). Empirische Wissenschaft erfuhr im 19. Und 20. Jahrhundert ihren Aufstieg unter Betonung objektiven, im Sinne von neutralen, Vorgehens. Dieses ist im dominant verbreiteten Verständnis gegründet auf eine zerlegende Betrachtung der Welt, in der gesellschaftliche Positionen durch *unabhängige Variablen* (Geschlecht, Nationalität, Alter, ...) zu beschreiben sind.

Gesichert wird diese Differenz-Konstruktion bis heute durch ein *bürgerlich-modernes Identitätskonzept*. Die Wortwurzel von Identität bedeutet Einerlei / ein-und-dasselbe-Sein. In Verbindung mit dem Wort Individuum, dem Unteilbaren, Abgesonderten, spitzen sich beide Bedeutungen

noch einmal zu: Das unteilbare Selbe wird zum End- und Angelpunkt, es ist mit sich selbst eins und von ihm geht alles aus. Das mit sich selbst identische Individuum entspricht seit dem 18. Jahrhundert dem Selbstentwurf des bürgerlichen Mannes. Von ihm aus gesehen wird alles, was nicht zu ihm gehört, zum ausgegrenzten Anderen, zum Nicht-Ich, das der Definitionsmacht des männlich beständigen, abgeschlossenen und selbstgewissen Subjektes unterliegt. In dieser Konstruktion wird das Weibliche als Nicht-Identisches ausgeschlossen – kann somit keine bürgerlich-moderne Identität gewinnen, sich nicht selbst bestimmen! Regina Becker-Schmidt & Gudrun-Axeli Knapp geben entsprechend für die Geltung des Weiblichen in der Gesellschaft drei aufeinander bezogene Dimensionen an (1987, S. 144 f.):

- (a) Hinsichtlich der kulturellen symbolischen-repräsentativen Wertehierarchie *diskriminierende* Inferiorität, was eine Identifikation mit dem Mangel verlangt;
- (b) hinsichtlich der regulativ-strukturierenden Dichotomisierung die *reduzierende* Positionierung am Pol des Privaten, Naturhaften, Körperhaften und damit Nichtmännlichen, was in Bezug auf die soziale Stellung die Identifikation mit der deklassierten Rolle verlangt; und schließlich – zum Ausgleich stilisiert –
- (c) hinsichtlich der inhaltlich-materialen Bestimmung von Weiblichkeit ihre sie *auszeichnende* Andersartigkeit, die eine Identifikation mit den Besonderheiten des Geschlechtes – z. B. mit Mütterlichkeit als vollendete Form der Weiblichkeit – verlangt.

Zusammenfassend heißt dies für die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, dass sich das autonome, mit sich selbst identische und freie Willens-Subjekt nur männlich beschreiben lässt. Das männliche Subjekt konstituiert sich dabei nicht nur in der Geschlechterhierarchie als überlegenes, sondern auch auf einer übergeordneten Ebene als das Allgemeine. „Das Geschlechtliche, und damit auch das Vergängliche, das dem Leben Immanente, Leben, Geburt und Tod selbst werden als das Partikulare auf das weibliche Geschlecht projiziert, das männliche Subjekt reflektiert sich selbst als geschlechtslos“ (Bublitz, 1998, S. 38). *Neben dem Mann als universalem geschlechtslosen Menschen wird die Frau als biologisch begründete Andere zum Gattungs- und Geschlechtswesen.* Das staatliche Interesse an einer ausreichenden „Menschenproduktion“ lässt die Familie als Keimzelle der Gesellschaft proklamieren und

festigt damit die Naturalisierung der Frau in ihren Funktionen als Hausfrau, Mutter und Gattin – „der Uterus wird zum Kern wissenschaftlicher Deutungen des weiblichen Geschlechts“ (ebd., S. 39).

Aus der Verallgemeinerung des Mannes als Mensch folgte für empirische Untersuchungen die Dethematisierung der Geschlechtszugehörigkeit der Untersuchten. Dies führte zu der eingangs bemängelten häufig schlechten Datenlage, die z. B. eine Geschlecht reflektierende Sozialstrukturanalyse zumindest sehr erschwert. Häufig ist erst in Folge der Forderungen der Frauen- und Geschlechterforschung die Variable Geschlecht in die alltäglich erhobenen Statistiken aufgenommen worden – andere Erscheinungsebenen der Geschlechtsneutralität bzw. der Neutralisierung von Geschlecht werden nach wie vor kaum thematisiert (Hirschauer, 2001).

2.3 Differenzierte Geschlechtermodelle als Folge der Krise der Moderne im 20. Jahrhundert

An der identifizierenden und ausgrenzenden Logik der Moderne haben sich die Frauenbewegungen seit 150 Jahren in Auseinandersetzung um die Geschlechtsstereotypen abgearbeitet. Wurde in der Alten Frauenbewegung gegen die Diskriminierung hauptsächlich mittels *Gleichheitsvorstellungen* angegangen, analysierte die Neue Frauenbewegung dann vor allem die Reduzierung der Frauen durch die gesellschaftlichen Rollenzwänge und propagierte *Differenzvorstellungen* mit eigener weiblicher Identität. Alte wie Neue Frauenbewegung agierten dabei auf einer Vorstellungsbasis, die zunächst Biologie als Subtext der Geschlechterdifferenz nicht in Frage stellte! Daran änderte auch die seit den 50er Jahren sich durchsetzende *Unterscheidung zwischen sex als biologisches Geschlecht und gender als soziales / kulturelles Geschlecht* nichts, behielt sie doch die biologisch verankerte Vorstellung von zwei und nur zwei Geschlechtern bei (vgl. Heintz, 1993).

Inzwischen wird deutlich, dass die hierarchisierende Struktur der Zweigeschlechtlichkeit einschließlich der damit verknüpften Zwangsheterosexualität nur in Frage zu stellen ist, wenn auch die Auszeichnung als weiblich oder männlich und der dem zu Grunde liegende bürgerlich-moderne Identitätszwang aufgegeben werden. Ein praktizierbarer Zwischenschritt könnte lauten: „Nur wo Identisches und Nicht-Identisches zugleich gedacht werden, geraten die Verhältnisse in Bewegung, kom-

men Kräfte und Gegenkräfte zum Vorschein, werden Lernprozesse und Veränderungen vorstellbar“ (Becker-Schmidt & Knapp, 1987, S. 142). Eine Abkehr von jeglichen Identitätsvorstellungen fällt hingegen nach wie vor schwer zu denken.

Dass jedoch zum Ende des 20. Jahrhunderts Geschlecht und Geschlechterdifferenz überhaupt unter dem Aspekt gesellschaftlicher Konstruktion und damit Veränderbarkeit thematisiert werden können, ist wiederum mit dem in dieser historischen Phase Denkbaren verknüpft. Das diesbezüglich Denkbare hat sich von der biologischen Grundlage gelöst: Natur erscheint zunehmend technisch herstellbar bzw. nur als gesellschaftlich synthetisiert verhandelbar. Dem ging die industrielle Veränderung der gesellschaftlichen Arbeit voraus. Technologische Rationalisierungsschübe unterwarfen weite Lebensbereiche modernen Maßstäben rationaler Entscheidung. Dadurch konnten die (Natur-)Wissenschaften Religion und Philosophie als Lieferanten des entscheidungsweisenden Weltbildes und der identitätsverbürgenden Sinnstiftung ablösen. Durch wachsenden Erkenntnisfortschritt und technologische Naturbeherrschung wurde in kurzer Zeit immer mehr Wissen gesammelt und etabliert, mögliche gesellschaftliche Folgeprobleme blieben allerdings weitgehend außer Acht.

So stehen seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts in einer vor allem in den Sozialwissenschaften geführten Debatte um die ‚Krise der Moderne‘ sowohl der Rationalitäts- als auch der Kulturbegriff zur Disposition. Die theoretischen Suchbewegungen der 80er und 90er Jahre kritisierten nicht mehr nur das hierarchische Geschlechterverhältnis, sondern ließen die *Kategorie Geschlecht als solche erklärungsbedürftig* werden. Der methodologische Anspruch der Reflexivität richtete sich also sowohl auf die Forschungsmethoden (z. B. Rolle der Forscherin, politische Verantwortung oder Parteilichkeit, vgl. Althoff et al., 2001) als auch auf den Gegenstand und somit die theoretischen Grundannahmen feministischer Forschungsprojekte (z. B. Feministische Studien, 1993). Dabei sind Geschlechtermodelle entstanden, die entsprechend der oben resümierten Dualität kategorieller Ordnungsmöglichkeiten *Geschlecht einerseits als Strukturkategorie und andererseits als Prozesskategorie* konstruieren, worauf ich nun in den folgenden beiden Teilkapiteln eingehen werde.

2.4 Geschlecht als Dimension der Vergesellschaftung

Aus der „Kritik an der Vernachlässigung von Frauen in der Sozialstrukturanalyse und empirischen Schichtungsforschung wie auch als Kritik an unzulänglichen Gesellschaftskonzeptionen in marxistischen bzw. kritischen Theorieansätzen (erwachsen in den westeuropäischen feministischen Diskursen) eigenständige Theorien zur Analyse des Geschlechterverhältnisses als Ungleichheitsstruktur“ (Gottschall, 2000, S. 137). Speziell im deutschen soziologischen Diskurs unterscheidet Karin Gottschall für die 70er und 80er Jahre zwischen eher konflikttheoretischen³ und eher differenzierungstheoretischen⁴ Herangehensweisen. Gemeinsam ist allen entstehenden Ansätzen, dass das *Verhältnis der Geschlechter als wesentlich für die Konstitution moderner Gesellschaften* angesehen wird und somit auch das soziale Handeln aller Gesellschaftsmitglieder prägt. Die These von der gesellschafts- und sozialstrukturierenden Wirkung von ‚Geschlecht‘ ist dabei immer auch anhand einer Kritik des soziologischen Verständnisses von ‚Arbeit‘ und ‚Familie‘, d.h., mit Hilfe einer Kritik an der weit verbreiteten Erwerbsarbeitsorientierung entwickelt worden. Hinsichtlich Arbeit muss von einer strukturellen Differenz zwischen Erwerbsarbeit und Haus-/Familienarbeit ausgegangen werden. Die damit verbundenen Produktionsweisen werden mit geschlechtsspezifischen Potenzialen identifiziert und führen so zur *unterschiedlichen Vergesellschaftung von Frauen und Männern*: Während Mitglieder der weiblichen Genusgruppe vorrangig aufgrund von Reproduktionsarbeit (in Form des ihnen zugeschriebenen weiblichen Arbeitsvermögens, Sozialcharakters und Bewusstseins) ihren gesellschaftlichen Ort als Frauen zugewiesen bekommen, werden Mitglieder der männlichen Genusgruppe entsprechend aufgrund ihrer außer Haus stattfindenden Arbeit (i. d. R. Erwerbsarbeit, aber ebenso Politik und Kultur) zu Männern.

³ In Deutschland sind als prominente Vertreterinnen mit unterschiedlichen konflikttheoretischen (den vertikalen Aspekt des Geschlechterverhältnisses betonenden) Ansätzen, in denen es insbesondere um die Vergesellschaftung von Arbeit und Generativität geht, folgende Autorinnen zu nennen: Regina Becker-Schmidt, Ursula Beer, Veronika Bennholdt-Thomsen, Ute Gerhard, Gudrun-Axeli Knapp, Silvia Kontos, Birgit Mahnkopf, Maria Mies, Ulrike Prokop, Alice Schwarzer, Eva Senghaas-Knobloch, Karin Walser oder Claudia von Werlhof.

⁴ In Deutschland sind als prominente Vertreterinnen mit differenzierungstheoretischen (den horizontalen Aspekt des Geschlechterverhältnisses betonenden) Ansätzen, in denen es insbesondere um die Geschlechtsspezifität der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung geht, folgende Autorinnen zu nennen: Elisabeth Beck-Gernsheim und Ilona Ostner – und eher hierarchietheoretisch weiterführend: Ulrike Teubner und Angelika Wetterer.

Um die lange Zeit selbstverständliche Geschlechtsblindheit in Theorie / Methode / Praxis zu erkennen und aufzulösen, sind folglich alle bisherigen Erklärungen für gesellschaftliche Strukturen und Prozesse kritisch zu hinterfragen. Die Produktion und Reproduktion des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses lässt sich untersuchen, indem der analysierende Blick auf die strukturierende Wirkung männlicher und weiblicher Genusgruppenzugehörigkeit gerichtet wird. Bei der Rede vom *Geschlechterverhältnis* geht es also nicht um eine soziale Beziehung im engeren Sinne, sondern um ein soziales Verhältnis (vergleichbar dem Klassenverhältnis), das Frauen und Männer als soziale Gruppen zueinander in Abhängigkeit setzt! Folglich wird in der Analyse nicht nach einem einzelnen Wirkmechanismus für die gesellschaftlich wirksame Geschlechterhierarchie gesucht, sondern nach einem Geflecht einander ergänzender, bedingender, unterstützender Faktoren. Trotz dieser Verwobenheit ist es sinnvoll, verschiedene Erscheinungsebenen für das Verhältnis der Geschlechter zueinander zu unterscheiden: Ich schlage hierfür als Analyseebenen

- die persönlichen Beziehungen zwischen Geschlechtsindividuen,
- die Vergesellschaftung als Mann oder Frau,
- die Geschlechterdifferenz als Ordnungsraster (Genusgruppen) und
- die Geschlechterklassifikation / Sexuierung von Individuen wie Dingen wie Ereignissen

vor (Liegl & Sturm, 2003, S. 8-11), die jeweils eine Struktur- wie eine Prozesskomponente aufweisen. Geschlechterhierarchie ist dann aus strukturbetonender Perspektive als moderne Herrschaftsstruktur analysierbar; die sich auf der Ebene der Geschlechterordnung darstellt, aber sowohl im Feld der individuellen Beziehungen als auch (vor allem ?) im Feld der überindividuellen Vergesellschaftung mittels geschlechtlicher Arbeitsteilung, generativem Verhalten oder Rechtsverständnis und -entwicklung alltäglich hergestellt wird (selbstverständlich mit Auswirkungen auf historisch-kulturell bedingte Geschlechterklassifikationen).

Die komplexeren Vergesellschaftungskonzeptionen in der deutschen soziologischen Diskussion der 80er und 90er Jahre haben alle mit dem Schlagwort ‚*Geschlecht als Strukturkategorie*‘ gearbeitet. D.h., für „alle Gegenstandsbereiche der Soziologie wird gefordert, bei der Formulierung und Verfolgung von Erkenntnisinteressen, bei Theoriebildung und empirischer Arbeit dem ‚strukturierenden Charakter‘ von Geschlechtszu-

gehörigkeit Rechnung zu tragen“ (Gottschall, 2000, S. 166). Weitreichend rezipiert wurden das Konzept des ‚Patriarchalismus als bürgerliche Herrschaftsform‘ (Beer, 1990; Gerhard, 1990) und vor allem das der ‚Doppelten Vergesellschaftung‘ (Becker-Schmidt & Knapp, z. B. 1995). Dabei ist nicht nur auf die zentrale Rolle der *Vergesellschaftung durch Arbeit*, sondern auch auf die *Organisation und Kontrolle von Generativität* sowie auf die *Definition und Bewertung von Sexualität* Bezug genommen worden. Ohne diese beiden Ansätze hier weiter ausführen zu können, ist als ein zentrales gemeinsames Fazit festzuhalten, dass „Geschlechterungleichheit eine eigenständige Genese und Struktur besitzt, die nicht in erwerbsvermittelter Ungleichheit aufgeht, zugleich jedoch, vermittelt über geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und spezifische Organisationsformen generativer Reproduktion mit dieser verknüpft ist“ (Gottschall, 2000, S. 185). Die gesellschaftliche Integration von Frauen führt zudem aufgrund der gleichzeitigen Einbindung in Reproduktions- und in Erwerbsarbeit zu spezifischen Widersprüchen in der sozialen Praxis von Frauen. Das Geschlechterverhältnis als sozialer Strukturzusammenhang ist deshalb sowohl zur Seite der objektiven gesellschaftlichen Strukturen als auch zur Seite der sozialen Erfahrungen hin zu analysieren: Es geht um soziokulturelle Reproduktion der Sozialverhältnisse wie um widerständige Subjektpotenziale.

Fragen, die unter dem strukturanalytischen Fokus ‚Geschlecht als Dimension der Vergesellschaftung‘ gestellt werden können, richten sich auf das Faktum des Geschlecht-Habens und lauten dementsprechend:

- Wie, wo, wann wirkt die Zugehörigkeit zur männlichen bzw. weiblichen Genusgruppe sozial strukturierend?
- Wie ist das Geschlechterverhältnis in Prozesse materieller, generativer und symbolischer Reproduktion eingebunden?
- Welchen Regeln folgt die Fortschreibung von sozialen Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern?
- Welche Rolle spielen Normalitätsunterstellungen (Normalarbeitsverhältnis, Kernfamilie, Eckrentner ...)?
- Welche Impulse führen wann und/oder wo zu Veränderungen?

Die *Geschlechterdifferenz beruht* in diesen Modellen des Typus ‚Geschlecht als Strukturkategorie‘ *auf den sozialen Zuschreibungen*, die Menschen aufgrund historisch-kultureller Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit erfahren, die sie im derzeitigen europäischen Kultur-

raum in genau zwei Genusgruppen teilen, und *die sie als Männer und Frauen* mittels geschlechtlicher Arbeitsteilung, Praktiken generativen Verhaltens, Rechts- und Eigentumssicherung wie in Form geschlechtstypischer Sozialcharaktere *vergesellschaften*.

2.5 Geschlecht als Handeln

Während die Theorieentwicklung zum Modell ‚Geschlecht als Strukturkategorie‘ insbesondere in den Gesellschaftswissenschaften, und hier insbesondere in der Soziologie, stattgefunden hat, haben WissenschaftlerInnen in anderen Disziplinen eher am Modell ‚Geschlecht als Prozesskategorie‘ weitergedacht, das insbesondere in Linguistik und Literaturwissenschaften, in der Geschichtswissenschaft, der (Sozial-)Psychologie, der Pädagogik, der Biologie oder den Kulturwissenschaften in unterschiedlichen Ansätzen ausgearbeitet worden ist. „Die Vorstellung von ‚Geschlechterverhältnis‘ als einem sozialen Verhältnis wird ersetzt durch die Vorstellung von ‚Geschlechterklassifikation‘ als ‚sozialer Tatsache“ (Gottschall, 2000, S. 292). Zentral geht es in all diesen Ansätzen um die *Perspektive einer soziokulturellen Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit* – wobei die dahinterstehende Vermutung auf eine allein durch die Unterscheidung hergestellte Asymmetrie gerichtet ist. Die zugehörigen Konstruktionsprozesse werden als wahrnehmungsregulierende Ordnungskonstrukte vor allem in Interaktionen untersucht. Bei den sich diesem Themenfokus widmenden konstruktivistischen Positionen ist derzeit allein in der Soziologie zwischen ethnomethodologischen, wissenssoziologischen und systemtheoretischen zu unterscheiden – und nur auf diese werde ich hier ansatzweise eingehen. Gemeinsame Ausgangsthematik ist das Problem der Herstellung sozialer Ordnung über kollektive Bewusstseinsformen. Geteilte Überzeugung in diesen konstruktivistischen Ansätzen ist, dass „regulative soziale Formen nur so lange Bestand (haben), wie sie mit anerkanntem sozialem Sinn belegt sind, d.h. sie bedürfen der permanenten Reproduktion in Handlungskontexten“ (ebd.).

In den Anfängen der Frauen- und Geschlechterforschung war diese Perspektive nicht mit einem theoretischen Konzept verknüpft, sondern verstand sich als konsequente Thematisierung von ‚Geschlecht‘ als gesellschaftliche Produktion (gender) und nicht als biologisches Schicksal (sex). Insbesondere der häufig zitierte Satz von Simone de Beauvoir aus dem Jahr 1949 „Wir werden nicht als Frauen geboren, wir werden es“

verwies auf den Einfluss von Erziehung und Institutionen, von Normen, Traditionen und Ideologien auf das Sein als Frau oder Mann, das keinesfalls als natürlich und unveränderbar zu verstehen sei.

In den 70er Jahren wählte die Neue Frauenbewegung drei *Schlüsselkonzepte*, um die gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen aufzuzeigen und dagegen anzugehen: Neben dem Themenfeld der *Sexualität* und dem der geschlechtlichen *Arbeitsteilung* war dies vor allem das der geschlechtsspezifischen *Sozialisation* (Bührmann, Diezinger & Metz-Göckel, 2000). Die wissenschaftliche Sozialisationsforschung erfuhr in den 70er Jahren ihre Hochphase und suchte zunächst nach einem allumfassenden theoretischen Modell auch für die soziokulturell bestimmte Herstellung der Geschlechterdifferenz. Trotz starker Veränderungen in drei Jahrzehnten Sozialisationsforschung kann als zentrales Fazit festgehalten werden, dass die sozialen Unterschiede zwischen Frauen und Männern der phänotypischen Zweigeschlechtlichkeit des Körpers lediglich angeheftet werden. Kritisiert wird inzwischen zunehmend die mangelnde Analyse der biologischen Dimension, weiterhin die formallogische Konstruktion, die sex wie gender nicht nur dualistisch, sondern auch homolog zueinander kategorisiert, und schließlich die mangelhafte Einbeziehung der Wirkung von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (Vergesellschaftung). Inzwischen wird so eher die Erfassung der komplexen Zusammenhänge im Sozialisationsprozess betont, es geht z. B. um „die Frage, wie Menschen in eine nach Geschlecht strukturierte Gesellschaft hineinwachsen und darin ihre je besondere Lebensgeschichte entwickeln“ (Dausien, 1999, S. 236). Parallel zum Begriff der Vergesellschaftung wird für dieses komplexe Geschlecht-Lernen / Geschlecht-Werden auch der Begriff der *Vergeschlechtlichung* verwendet.

In Deutschland wird seit etwa 15 Jahren Geschlechterungleichheit zunehmend als soziale Konstruktion diskutiert. Den Anfang machte hier Carol Hagemann-White, die darauf hinwies, dass Zweigeschlechtlichkeit als vor allem soziale Realität zu begreifen sei (1988). Sie gründet ihre Argumentation insbesondere auf die ethnomethodologischen Studien von Suzanne Kessler & Wendy McKenna (1978), die aufgrund kultureller Vergleiche die Eindeutigkeit (erkennbar), Naturhaftigkeit (körperlich) und Unveränderbarkeit (angeboren) der Geschlechtszugehörigkeit und weitergehend auch der Zweigeschlechtlichkeit in Frage stellen. Der inzwischen weit verbreitet genutzte Begriff des *Doing Gender* wurde 1987 von Candance West & Don Zimmerman geprägt. Deren Konzept betont die

aktive bzw. interaktive Herstellung, Reproduktion und Variation sozialer Regeln und Strukturen, die wiederum die Praxis der Handelnden beeinflussen. Im Mittelpunkt der Analyse stehen soziale Interaktionsprozesse, um problematische Dualismen wie ‚innen – außen‘ oder ‚privat – öffentlich‘ zu vermeiden. Diese Interaktionsprozesse werden nicht als Ebene zwischen Gesellschaft und Individuum verstanden, sondern in einem dialektischen Prozess präsentiert sich Gesellschaft stets zugleich mit einer objektiven wie einer subjektiven Wirklichkeit. So soll in der sozialen Praxis von Individuen ‚Geschlecht‘ als gesellschaftliche und als subjektive Konstruktion analysierbar werden. *Soziale Wirklichkeit* wird durch soziales Handeln und durch soziale Interpretation, also durch komplexe interaktive Praktiken hergestellt (vgl. Dausien, 1999, S. 236f). Geschlecht ist so weniger als Eigenschaft, denn vielmehr als fortwährende soziale Praxis zu begreifen. Zwei Geschlechter gibt es insofern, als Individuen Andere als Frauen oder Männer wahrnehmen und sich selbst als das Eine oder das Andere darstellen. Solche Geschlechtszurechnungsfähigkeit gilt für Personen wie für Institutionen. Geschlecht kann sich darüber hinaus bzw. diese Zurechnung unterstützend in der *Sexuierung* von Kleidung, Verhalten, Tätigkeiten oder Orten und Zeiten ausdrücken und ist insofern vom Individuum dezentriert (Hirschauer, 1994, S. 670) – zugleich rückt es in das Zentrum des Sozialen, da es zur Handlungsmächtigkeit der Individuen gehört. Da ‚Geschlecht‘ in diesem Modell immer vom konkreten Handeln in situativen Kontexten abhängt, sind auch Prozesse des *Undoing Gender* einer Analyse zugänglich (ebd.: modifizierte Omnirelevanzannahme). Vor dem Hintergrund us-amerikanischer Wirklichkeit haben Candance West & Sarah Fenstermaker 1995 diesen Ansatz erweitert, indem sie ‚gender, class, and race‘ unter das Konzept *Doing Difference* fassen. Aus der Kritik am ‚white middle class bias‘ der Geschlechterforschung heraus wird seither versucht, das Zusammenwirken verschiedener Hierarchisierungsmechanismen im forscherschen Blick zu behalten.

Ähnlich dem ethnomethodologischen hat auch der wissenssoziologische Ansatz die duale Geschlechterklassifikation im Sinne einer Unterscheidung von biologischem und sozialem Geschlecht kritisiert: Auch das biologische Geschlecht müsse als sozial konstruiert begriffen bzw. die duale Geschlechterklassifikation selbst zum Untersuchungsgegenstand erhoben werden (Gildemeister & Wetterer, 1992). Auch aus der wissenssoziologischen Perspektive wird die Geschlechterklassifikation als im sozia-

len Handeln verankertes soziales Konstrukt gesehen und von der Gleichursprünglichkeit von Differenz und Hierarchie ausgegangen. Wesentlich stärkeres Augenmerk finden jedoch die Mechanismen, die dazu führen, dass diese ‚soziale Ordnung‘ von allen Beteiligten als ‚objektiv gegeben‘ und ‚natürlich fundiert‘ angesehen und erfahren wird.

Fragen, die unter dem prozessanalytischen Fokus ‚Geschlecht als Handeln‘ gestellt werden können, folgen also dem Vorgang des Geschlecht-Werdens und lauten dementsprechend:

- Wie konstruieren Menschen Geschlecht immer wieder dergestalt, dass ihnen Zweigeschlechtlichkeit wie eine unveränderliche Naturgegebenheit vorkommt?
- Welche Ordnungen des Begehrens, welche Zeichen für Geschlechtsidentität reproduzieren die gesellschaftliche Konstruktion des Sexuellen im System der Zweigeschlechtlichkeit?
- Wie, wo und wann wirken z. B. häusliche Arbeitsteilung oder räumliche Separierungen (Waschräume/Toiletten) oder Kleidungsstile geschlechtskonstituierend?
- Welche Mechanismen stützen das System der Zweigeschlechtlichkeit als Strukturierungsprinzip von Berufen, Arbeitsmarkt oder Wissenschaft?

Ähnlich poststrukturalistischen und diskurstheoretischen Ansätzen (u. a. Butler, 1991) betonen die sozialkonstruktivistischen Sichtweisen eine *Denaturalisierung* von Geschlecht und aktivieren die Rückbesinnung auf Geschlecht-Werden. Gingen die strukturfokussierenden Modelle von den „Kategorien Subjektivität, Erfahrung und Gesellschaft“ aus, treten bei den prozessfokussierenden Modellen „die Kategorien Intersubjektivität, Interpretation und Kultur in den Vordergrund“ (Gottschall, 2000, S. 294). Die *Geschlechterdifferenz wird zum Ergebnis einer im sozialen Handeln verankerten Geschlechterklassifikation, die einem geteilten sozialen Sinn entspricht.*

3. Folgerungen für die Forschungspraxis

Ein Teil der aktuellen theoretischen Diskussion um Geschlechterkonstitution versucht – ausgehend von der politischen Demonstration von *Queer-Sein* – neue Wege mit einer Proklamation von Vielfalt und der Aufhebung aller Dualisierungen zu gehen. Dieses beinhaltet – als Folge

der Auseinandersetzung mit dem Faktum und den Elementen der Verschiedenheit – die Einbindung wissenschaftlicher wie alltagspraktischer Entscheidungen in deren soziale wie räumliche wie zeitliche Kontexte. Statt Gegenstände und Ereignisse als voneinander Getrennte nebeneinander zu stellen und allenfalls zu vergleichen, sollten sich zukünftige Konstruktionen nicht mehr auf die Definition von Einheiten und Eindeutigkeiten beschränken, sondern vor allem die Relationen zwischen den Gegebenheiten betonen. Solches verlangt u. a. die Reflexion und Veränderung der bislang dominierenden Rationalitäts- bzw. Vernunftkriterien (vgl. u. a. Kulke, 1988).

Für die Zukunft erscheint mir wichtig, die für konstruktivistische Ansätze kennzeichnende Sichtweise von Geschlecht als Prozesskategorie und die gesellschaftstheoretischen Ansatzpunkte von Geschlecht als Strukturkategorie miteinander zu verknüpfen. Methodologisch und methodentechnisch erweist sich solches derzeit allerdings noch kaum leistbar – auch wenn es fortgeschrittene Versuche gibt, durch eine Aufhebung von theoretischen Mikro- und Makroansätzen einer solchen Verknüpfung zumindest auf der Gegenstandsebene (z. B. Institutionenforschung) entgegen zu kommen. Für die Forschungspraxis bedeutet diese Schwierigkeit zunächst, dass sich abhängig vom eigenen Erkenntnisinteresse, das sich idealer Weise aus alltäglich erfahrbaren Irritationen speist, mit der daraus zu entwickelnden Forschungsfrage auch die *Entscheidung* für eine eher struktur- oder eine eher prozessfokussierende Forschungsperspektive ergibt. Dieser sollte dann auch bewusst gefolgt werden – unter Berücksichtigung der damit verbundenen Aussagebeschränkungen und unter Verweis auf die ergänzenden Möglichkeiten.

Für beide Perspektiven gilt, dass methodologisch orientierte WARUM-Fragen immer hinsichtlich der eigenen Forschungsentscheidungen zu stellen sind. Der Realität von Geschlecht ist hingegen mit einer Kombination von gegenstandsorientierten WAS- und WIE-Fragen nahe zu kommen. Diese richten sich auf die Materialität sowie auf die Materialisierung von Geschlecht. Durch ihre Verknüpfung ergeben sich Antworten auf die gegenstandsorientierte WARUM-Frage. Wenn Geschlecht als Strukturkategorie (Materialität: WAS) erforscht wird, geht es um

- die Wechselwirkungen und Verknüpfungen zwischen den gesellschaftlich dominanten Bereichen, die durch Geschlecht i. d. R. konstitutiv mitbestimmt sind,

- den Grad der Vergesellschaftung der handelnden Subjekte, und das Entdecken wie Entwickeln wenig beeinflusster Spielräume, die Veränderung auch des Geschlechterverhältnisses ermöglichen,
- die Betrachtung der historischen Entwicklung gesellschaftlicher Wirkgefüge sowohl in kleinen Ausschnitten als auch im Überblick.

Wenn Geschlecht als Prozesskategorie (Materialisierung: WIE) erforscht wird, geht es um

- die Entschlüsselung kollektiver Bewusstseinsformen, wofür u. a. dualisierende Konzepte wie sex oder gender, Individuum oder Gesellschaft, privat oder öffentlich, etc. in Frage zu stellen sind,
- den Grad der Vergeschlechtlichung in und durch Interaktionen, und das Auffinden von Situationen, in denen Geschlecht nicht eindeutig, naturhaft und unveränderbar gehandhabt wird,
- die Identifizierung zentraler Ordnungsvorstellungen, die Geschlecht homolog zu anderen differenzierenden / hierarchisierenden Kategorien konstituieren.

Beide theoretischen Perspektiven enthalten Vorstellungen von Veränderungsmöglichkeiten. Die entsprechenden Nischen sind nicht nur für die alltägliche Praxis erwünscht, sondern bieten für empirisches Arbeiten genau die Lücke, an der sich ein Forschungsinteresse entwickeln kann, weil z. B. Normalitätsannahmen nicht zutreffen.

Abschließend möchte ich nochmals die Komplementarität von struktur- und prozessorientiertem Denken und Forschen betonen. Die Vorstellung der sozialen Konstruktion der uns sich erschließenden Welt darf nicht darüber hinweg täuschen, dass die Produkte dieser Konstruktion sehr real, d.h. wirkmächtig sind! Die intersubjektiven und kollektiven Konstruktionsleistungen werden für die KonstrukteurInnen selbst durch ‚Verobjektivierungsprozesse‘ zu Fakten – die verhandelte Welt wird zur gestalteten, die uns als materiale Struktur wieder entgegen tritt. Jedes Handeln erweist sich so als reduziert und reduzierend. Solange wir keine neue Kategorie Geschlecht als Synthese der derzeit verwendeten entwickeln, bleibt uns nur ein problemadäquates Abwägen zwischen den beiden derzeit zur Verfügung stehenden kategoriellen Ordnungsrastern, die entweder die Struktur des Geschlechterverhältnisses oder den Prozess der Vergeschlechtlichung fokussieren.

Literatur

- Althoff, Martina; Bereswill, Mechthild & Riegraf, Birgit (Hg.). (2001). *Feministische Methodologien und Methoden: Traditionen, Konzepte, Erörterungen* (Lehrbuchreihe zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, Band 2). Opladen: Leske + Budrich.
- Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.). (1995). *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli (1987). *Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz: Suchbewegungen sozialen Lernens*. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.
- Beer, Ursula (1990). *Geschlecht, Struktur, Geschichte: Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Bublitz, Hannelore (1998). Das Geschlecht der Moderne – Zur Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz. In Hannelore Bublitz (Hg.), *Das Geschlecht der Moderne* (S. 26-48). Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Bührmann, Andrea; Diezinger, Angelika & Metz-Göckel, Sigrid (Hg.). (2000). *Arbeit, Sozialisation, Sexualität: Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung* (Lehrbuchreihe zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, Band 1). Opladen: Leske + Budrich.
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. (Original 1990)
- Dausien Bettina (1999). „Geschlechtsspezifische Sozialisation“ – Konstruktiv(istisch)e Ideen zur Karriere und Kritik eines Konzepts. In Bettina Dausien, Martina Herrmann, Mechthild Oechsle, Christiane Schmerl & Marlene Stein-Hilbers (Hg.), *Erkenntnisprojekt Geschlecht: Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft* (S. 216-246). Opladen: Leske + Budrich.
- Degenhardt, Annette(1979). Geschlechtsstypisches Verhalten über die Lebensspanne. In Annette Degenhardt & Hanns Martin Trautner (Hg.), *Geschlechtsstypisches Verhalten: Mann und Frau in psychologischer Sicht* (S. 26-49). München: C.H. Beck.
- Duden, Barbara (1991). *Geschichte unter der Haut: Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Eifert, Christiane et al. (Hg.). (1996). *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Feministische Studien (1993). *Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘* (Jahrgang 11, Heft 2). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Gerhard, Ute (1990). *Gleichheit ohne Angleichung: Frauen im Recht*. München: Beck.
- Gildemeister, Regine & Wetterer, Angelika (1992). Wie Geschlechter gemacht werden: Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hg.), *Traditionen Brüche: Entwicklungen feministischer Theorie* (S. 201-254). Freiburg: Kore.

- Gottschall, Karin (2000). *Soziale Ungleichheit und Geschlecht: Kontinuitäten und Brüche, Sachgasen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hagemann-White, Carol (1988). Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren ... In Carol Hagemann-White & Maria S. Rerrich (Hg.), *FrauenMännerBilder – Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion* (S. 224-235). Bielefeld: AJZ.
- Hark, Sabine (Hg.). (2001). *Dis-/Kontinuitäten: Feministische Theorie* (Lehrbuchreihe zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, Band 3). Opladen: Leske + Budrich.
- Heintz, Bettina (Hg.). (2001). *Geschlechtersoziologie* (Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Heintz, Bettina (1993). Die Auflösung der Geschlechterdifferenz: Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter. In Elisabeth Bühler, Heidi Meyer, Dagmar Reichert & Andrea Scheller (Hg.), *Ortssuche: Zur Geographie der Geschlechterdifferenz* (S. 17-48). Zürich, Dortmund: eF-eF-Verlag.
- Hirschauer, Stefan (2001). Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In Bettina Heintz (Hg.), a. a. O. (S. 208-235).
- Hirschauer, Stefan (1994). Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46, 668-692
- Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg.). (1994). *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kessler, Suzanne J. & McKenna, Wendy (1978). *Gender: An Ethnomethodological Approach*. New York: Wiley.
- Kulke, Christine (1988). *Rationalität und sinnliche Vernunft*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Laqueur, Thomas (1992). *Auf den Leib geschrieben: Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Liegl, Michael & Sturm, Gabriele (2003). Was hat Geschlecht mit Raum und Zeit zu tun? In Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung (Hg.), *Geschlecht – Raum – Zeit* (Material-Reihe, Heft 1, S. 4-18). Marburg: Philipps-Universität.
- Opitz, Claudia (1996). Kulturvergleich und Geschlechterbeziehungen in der Aufklärung. In Christiane Eifert et al. (Hg.), a. a. O. (S. 156-175).
- Orland, Barbara & Scheich, Elvira (Hg.). (1995). *Das Geschlecht der Natur: Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- West, Candance & Fenstermaker, Sarah (1995). Doing Difference. *Gender and Society*, 9, 8-37.
- West, Candance & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender and Society*, 1, 125-151.